

Zeitschrift:	Studia philosophica : Schweizerische Zeitschrift für Philosophie = Revue suisse de philosophie = Rivista svizzera della filosofia = Swiss journal of philosophy
Herausgeber:	Schweizerische Philosophische Gesellschaft
Band:	47 (1988)
Artikel:	Weltvertrauen durch Ichstärke : skeptische Selbstbezüglichkeit bei Montaigne
Autor:	Mainberger, Gonsalv K.
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-883131

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

GONSALV K. MAINBERGER

Weltvertrauen durch Ichstärke

Skeptische Selbstbezüglichkeit bei Montaigne

I.

Michel de Montaigne wird 1533 auf Schloss Montaigne im Périgord geboren. Zehn Jahre später erscheint von Kopernikus ‹De revolutionibus›. 1572 erreichen die Religionskriege mit der Bartholomäusnacht ihren wohl traurigsten Höhepunkt. Auf 1588 fällt das Geburtsjahr von Thomas Hobbes und der Untergang der spanischen Armada vor der englischen Küste. 1592 stirbt Montaigne. In François Rabelais (1494 – 1532) hatte der zu sich befreite Mensch die meisten damals gültigen Grenzen und Verbote bereits überschritten und gesprengt. Unruhen erschütterten Europa. Massenexekutionen waren, in Frankreich, an der Tagesordnung. Das Mittelalter geht unter, der Frühkapitalismus tritt auf. Die Edelmetalle strömen aus der Neuen Welt in die bisher geordneten Bahnen der Agrarwirtschaft ein und bringen den Alten Kontinent zum Schwanken. Die Bauern ernähren sich neuerdings von Kartoffeln, und der Hunger der armen Leute korreliert nicht mehr so stark mit dem Getreidepreis. Der Landadel verarmt weit herum. Die Justizbeamten sprechen Recht ohne Rücksicht auf die Verurteilten. Recht sei so hoch im Kurs, nicht etwa weil es gerecht ist, sondern weil es Recht ist, notiert der Rechtsanwalt Montaigne (S. 1072)¹, Bürgermeister der damals wichtigen Stadt Bordeaux. Die Nachricht von seiner Ernennung zum Magistraten hatte ihn am 7. September 1580 im Badeort Della Villa bei Pisa erreicht. 1588, als die Pest ausbricht, flieht er aus der Mairie. Von 1580 bis 1581 war er auf einer Europatournee entlang der berühmtesten Bäder, deren Wässer seine Nierensteinerkrankung hätten mildern helfen sollen. Von Basel geht es nach Baden und von dort zum Bodensee. Montaigne fallen die stolzen Frauen auf. Er ist

¹ Wenn nicht anders vermerkt, stammen die Zitate aus den *Essais*, Buch III, Kapitel XIII. Texthinweise und französische Zitate: *Les Essais de Montaigne*, tome I + II, édition Pierre Villey, Paris 1978³. Deutsche Zitate: Michel de Montaigne, *Essais*, Auswahl und Übertragung von Herbert Lüthy, Zürich 1984.

vom Wohlstand der damaligen Schweiz beeindruckt. Dem ausgezeichneten Beobachter entgehen nicht die vielen Fenster aus Glas an so zahlreichen Häusern. Auf weite Strecken und in den meisten Gegenden hatte er sonst nur Fenster aus Tierblasen gesehen. . .

Vom Florenz der Renaissance ist der Reisende negativ beeindruckt. In Rom trifft er Papst Gregor XIII. und lernt den französischen Emigranten und Aristoteles-Kommentator Marc Antoine Muret kennen. Montaigne wird zum *civis romanus* ernannt. Das damalige europäische Geistesleben ist rhetorisch programmiert: in Form von akademischen Reden spielt sich ein grosser Teil der intensiven und nachhaltigen Antike-Rezeption ab. Repräsentanten dieser neuen Form des Austausches von Geist und Geld in Form von Wort und Schrift sind Erasmus, Jean Bodin, Etienne La Boétie. Montaigne weiss um die Stärke des Jahrhunderts, kennt die Wirkung des lebendigen Wortes. Eben deshalb gerät die Auseinandersetzung mit dem Zeitalter zur scharfen Kritik desselben: der Betrieb bestehe, sagt er, in nichts anderem als darin, «scavoir entendre les scavans» (S. 1069); und: «nous ne faisons que nous entregloser» (ib.), «tout fourmille de commentaires» (ib.). Nichts ist dem selber zitatenbesessenen Autor lästiger als der unendliche Prozess des Kommentatorenwesens. Er schreibt zwar selber auch einen Kommentar, aber zu einem ganz *ungewohnten* Grundtext, zu einer ganz neuen Vorlage. Er schreibt zudem, um gelesen zu werden, und schreibt so, dass jedermann – nicht nur der voreingennommene Schulinsider – ihn verstehen kann. Und er schreibt ein endgültiges Buch: *un fricassé*, das er hinwirft, das aber ein Register seiner *essais de vie* ist (S. 1079). Nach diesem Buch *gibt es nichts mehr zu sagen*, meint er. Ab 1571 hatte er sich in die freilich höchst relative Einsamkeit auf seinen Turm zurückgezogen. Dort steht ihm sein *appareil studieux* zur Verfügung. Seine unermüdliche Schreibarbeit steht unter dem steten Andenken an den verstorbenen Freund La Boétie. Lust (*délice*) am Studium und Trauer um den Freund verschmelzen und machen Montaigne zu dem, der er ist: ein Schriftsteller. Er stirbt 1592.

II.

Man hat von den ‹Essais› gesagt, mit diesem Text lasse sich alles und das Gegenteil davon beweisen. Angesichts dieser Vieldeutigkeit legen wir uns auf das Datum des Monats März 1587 fest. Montaigne ist 54jährig – das 13. Kapitel des III. Buches, das wir unserer Montaignelektüre zugrunde legen, ist

auf den Monat 400 Jahre alt. Mit dem Schlusskapitel seines Werkes ist der Autor wieder an den Anfang des Schreibkreislaufes gelangt. Nun wird, auch für ihn, eine Methodologie der Suche nach der Wahrheit fällig. Gelehrig observiert er Fakten, bündelt sie zu Enthymemen. Er nimmt polemisch Stellung zu den Trends seiner Zeit. Alleiniges Medium, das ihm den Zugang zum Wahren verschafft, ist sein Ich. Es ist klarer Spiegel des Geistes. Zugleich aber gesprungener, zersplitterter Widerschein der einen, einheitlichen Natur. Die Beschäftigung mit sich selbst benennt er mit den beiden damals hochbesetzten Disziplinen, mit *metaphisique* und *phisiique* (S. 1072). Das Ich und nicht das Sein ist nun Gegenstand der unentwegten Suche nach Versöhnung von Notwendigem und Zufälligem, von immer noch unerlässlicher Letztbegründung und selbsterfahrenen Hinfälligkeiten. Deutlicher und markanter kann der Paradigmenwechsel von der Schulmetaphysik zur Schule des Ich wohl kaum vollzogen werden. Es ist auch der Übergang von *enseigner* zu *raconter*.

Montaignes Weisheit soll ein Stück weit lesbar gemacht werden. Wir orientieren uns an der Art und Weise, wie Montaigne mit seinem Leib und dessen Gebresten umgeht. Er kommt zu dem erstaunlichen und ernüchternden Schluss: nie und zu keiner Stunde im Leben ist unsere Urteilskraft wirklich in Form (en sa deuë assiete) (II.XII, S. 565). Wir sind im Gebrauch unserer Fähigkeiten dem steten Auf und Ab von Gesundheit und Krankheit ausgeliefert. Woran stirbt der Mensch? Nicht etwa an der Krankheit, sondern daran, dass er lebt (S. 1091). Mit der Lust ist er geradezu häuslich vertraut (S. 1110), die Krankheit beschwört er *par courtoisie* (S. 1089) und lässt sie eher über sich ergehen (S. 1088), als dass er sie bekämpft: «J’ay laissé envieillir et mourir en moy de mort naturelle des reumes, defluxions gouteuses, relaxation (relâchement de ventre), battement de coeur, micraines et autres accidens, que j’ay perdu quand je m’estois à demy formé à les nourrir» (S. 1089). Nicht nur die grossen Fieber und die schweren Krankheiten bringen unsere Urteilskraft durcheinander: «les moindres choses du monde le tournevirent» (II.XII, S. 564). Ein Schnupfen genügt, um unseren Verstand zum Blinzeln zu bringen. Und Montaigne bezieht diese Verankerung und Verwurzelung des Vernunftgebrauchs in seinen Vernunft**begriff** mit ein: «Ich nenne Vernunft immer diesen Anschein von Überlegung, die ein jeder sich ausheckt: diese Vernunft, die nach ihrer Beschaffenheit hundert gegenteilige Gründe für ein und dieselbe Sache liefern kann, ist ein Werkzeug aus Blei und Wachs, dehnbar, biegbar, und gefügig nach jedem Belieben und nach jedem Massstab; es fehlt nichts als die Befähigung, richtig damit umzugehen» (II.XII, S. 466 – 467).

Statt Kommentare zu Kommentaren zu schreiben, treibt Montaigne Introspektion und ist intensiv mit der Autopsie der Seele befasst. Krönender Abschluss dieser Arbeit ist *prudence*, Lebensbewältigung. Nicht in ihrer spitzfindigen, robusten und hochfahrenden Version, sondern als richtig plazierte, geschmeidige und heilsame Kompetenz. *Prudence* tut und realisiert das, worüber andere nur reden – die schon immer vorgebrachte Kritik am rhetorischen Betrieb ist unüberhörbar, und über diese Kritik an der rhetorisch-verkommenen Lebensbewältigung kommt die rhetorisch-authentische Version ans Licht, jene nämlich, die die Umstände eines jeden Sachverhaltes mitbedenkt. Sie bringt auch die Synthese zwischen *ars* und *natura* zustande. «Le plus simplement se commettre (se confier) à nature, c'est s'y commettre le plus sage» (S. 1073).

«Natürlich leben» ist freilich nicht einfach natürlich leben; der Akt weiser Lebensführung besteht darin, die Mischung von Natur und Kunst, von Instinkt und Vergleich zu beherrschen. Montaigne notiert: «s'employer naïvement et ordonnéement» (ib.). Die Natur selbst hat, für ihren Teil, auch eine eigenartige Mischung zuwege gebracht. Würden sich unsere menschlichen Gesichter nicht gleichen, wäre es unmöglich, uns von Tieren zu unterscheiden; wären sie jedoch nicht unterschieden, also unter sich alle gleich, wäre die Unterscheidung von Mensch zu Mensch nicht möglich. Montaigne schliesst daraus auf die innere Struktur des Aktes der Lebensweisheit. Dieser steht unter dem Gesetz der Natur und folgt somit bereits der Logik des Unterscheidens. Beeindruckt von der Vielfalt des Universums, kann sich der Weise in gewissem Sinn ahnungslos und lässig vom allgemeinen Gesetz der Welt leiten lassen. Kein Wissen ändert je den Lauf der Welt. Ihre Gesetze sind alle gleich öffentlich und allen gemeinsam und zugänglich.

Angesichts dieses Sachverhalts drängt sich Kritik an der (Schul)philosophie gebieterisch auf (S. 1073). Die herkömmliche Philosophie nährt nur Neugierde. Die wahre Nahrung des Geistes hingegen erbringen die Jagd und das Staunen; Substanz der Beute ist die Doppeldeutigkeit (S. 1068). Als einzige Gegeninstanz zum kanonisierten Schul- und Bildungsprogramm von damals akzeptiert Montaigne das Studium des Ich. Er lehnt sogar die Vermittlung über die Bildungshäupter der damaligen Zeit, Cicero und Aristoteles, ab. Die Icherfahrung genügt, dass einer weise werde – Voraussetzung ist dabei immer, dass er ein guter Schüler, d.h. durch und durch lernfähig ist. So schwankt der Renaissancegelehrte und adelige «Politiker» zwischen zwei Modellen: dem herkömmlichen Lehrer-Schüler-Modell und dem Autodidakten. Als Vermittlerin zwischen beiden dient Montaigne die im kontemplativen Lebensstil realisierte Weisheit. Die Analyse des Weise-Seins ist freilich im

Prinzip rational gestimmt, ist sie doch stets die Einsicht in den weisheitsvollen Vernunftgebrauch. Wer Schadenfolgen des Zornes ermisst, der versteht, weshalb er nicht zornig sein soll. So begreift er die Hässlichkeit der Passion besser, als wenn er die Tugendtraktate bei Aristoteles studiert hätte.

Träger und Substrat der *prudence* ist *jugement*, die Urteilskraft. Montaigne studiert erst alles, beurteilt dann alles. *Jugement* nimmt den magistralen Platz ein. Nun kommt aber auch hier die Vielfalt der Urteilsmöglichkeiten ins Spiel. Es entsteht der Streit der Meinungen. Montaigne lernt von der Meinung anderer nicht etwas anderes, geschweige denn etwas Neues. Das wäre lediglich Anhäufung von Einzelwissen. Jede Meinung beruht auf einer fremden Autorität und ist demnach mit einer anderen Instanz als der Ichinstanz verbunden. Aus diesem Sachverhalt zieht Montaigne eine generalisierende Folgerung, sein eigenes Urteilsvermögen betreffend: im Streit der Meinungen tritt die eigene Schwachheit, ja Irreführung zutage. Und er folgert praktisch, das Ganze der Urteilskraft (*toute la masse*) müsse erneuert werden. Ihn interessiert nicht, ob er mal hier mal dort fehlgegangen sei oder fehlgeurteilt habe – die Gesamtallüre des geistigen Prozesses interessiert ihn. Er misstraut dieser und geht daran, sie zu regulieren (S. 1074). Eben dies ist Montaignes Weg zur Weisheit.

III.

Natürlich am Menschen ist der Wissensdurst. Mit diesem programmatisch verstandenen Satz, dem ersten Satz in der ‹Metaphysik› des Aristoteles (980a 21), geht Montaigne die Problematik von Wissen und Weisheit, von Erfahrung und Natur an. Geht die Erkenntnis fehl, dann tritt die Erfahrung kompensierend an ihre Stelle. Nun ist bei Montaigne die Grundeinsicht in die Vernunfttätigkeit sowie in sämtliche Erfahrung getragen von der Begegnung mit Verschiedenheit, Vielfalt und Nichtidentität (S. 1065). Keine Technik und kein künstliches Verfahren ist je in der Lage, Ähnlichkeit oder Gleichheit herzustellen. Diese Grenze ist der Aufenthaltsort für Montaignes Philosophierren. Nie kommen Ähnlichkeit, Konkordanz und Übereinstimmung der Dinge, die mit allen Mitteln der Philosophie, des Kommentierens und Glossierens erreicht werden sollen und angeblich auch erreicht werden können, an die Art und den Grad der Differenz der Dinge heran. In der Tat, die Differenz trennt die Dinge, spaltet und entfremdet sie einander in viel radikalerem Masse, als die von uns erstellte Ähnlichkeit sie je zusammenzubringen vermöchte. Die

Natur ist übrigens die erste Instanz, die sich an dieses Gesetz hält. Die Folgen aus diesem von Montaigne als Faktum deklarierten Sachverhalt verdeutlicht er mit den von ihm getätigten Anwendungen. Die Analyse der Vielfalt der menschlichen Handlungen etwa ergibt einen epistemologischen Befund, der einer auf eindeutigen und strikt normativen Kriterien beruhenden Ethik klar widerspricht. Die *Relation* zwischen den Umständen, den Unterschieden und dem nicht einholbaren Klaffen der Dinge einerseits und dem entsprechenden, notwendig zu fällenden Urteil darüber andererseits ist die mögliche, aber zugleich einzige erreichbare Wahrheit. Es ist jene Wahrheit, die als Beziehung zwischen den Handlungen und dem Gesetz der Handlungen waltet. Es ist dies freilich Wahrheit als Nicht-Adäquation. Dazu veranstaltet Montaigne eine grossangelegte Bestandesaufnahme. Hier nur ein paar Musterchen.

Die Grundsubstanz der Welt ist quecksilbrig. Seigneur Montaigne selbst hat, seit seiner Knabenzeit, Quecksilber in den Beinen. Er hat kein Sitzleder, und vor lauter Hast beim Essen beißt er sich in die Zunge und in die Finger (S. 1105). Aus dieser Komplexion zieht er die Folgerungen: man soll «fructifier et foisonner le monde en incertitude et en querelles» (S. 1067). Unkenntnis und Zweifel beherrschen die Szene. Alles ist in einem unendlichen Prozess verschlungen. Dazu kommt noch, dass wir unsere Intelligenz ständig verdunkeln, indem wir sie unter dem Wust philosophischer Anstrengungen lebendig begraben. Das hänge damit zusammen, dass wir die «natürliche Krankheit des Geistes» völlig erkennen: stehlen, suchen, drehen, kontrollieren wollen. Es gilt, sich damit zu bescheiden, dass weder völlige Übereinkunft noch klare Differenzen herrschen. Natur ist eine ingenöse Mischung. Und dementsprechend ist denn auch die Konstellation allen Seins und Verstehens zu verschlagen.

IV.

Was hilft? Guter Schwimmer sein – wer's kann. Montaigne vergleicht das Schwimmen mit dem Schreiben: sich dem Wasser, dem flüssigen Element hingeben und zugleich alle ‹Kunst› darauf verwenden, gegenüber dem natürlichen Element die Oberhand zu behalten. Entsprechend hat sich der Schreibende mit seiner je partikulären Schwäche abzufinden, darf sich aber dennoch nicht dem ‹Fluss des Schreibens› hingeben. Schwimmen, Schreiben und Sich-in-der-Welt-Verhalten korrelieren miteinander, und diese Korrelation bringt Montaigne auf den Punkt: «il le (ce monde) faut glisser, non pas s'y enfoncer»

(III.X, S. 1005). Montaigne selbst ist nicht von der Sorte Leute, die ihre Ruhe in der Geschäftigkeit suchen, kein Managertyp. Seine Grunddisposition ist die *complexion studieuse*. Er hält an sich. Was er wünscht, wünscht er gedämpft (*mollement*), und er wünscht eher wenig. Er kümmert sich zwar um sich selbst, aber *rarement* und *tranquillement*. Er beobachtet, dass andere mit Heftigkeit verfolgen, was sie sich einmal vorgenommen haben. Darin gehen sie indes sehr oft fehl. Wer sicher gehen will, muss – wie gesagt – die Welt dahinfliessen lassen, sich an ihrer Oberfläche bewegen und sich nicht Kopf voran in die ihm überantworteten Aufgaben stürzen. (In diesem Zusammenhang erzählt Montaigne die Berufung ins Bürgermeisteramt, III.X, S. 1005.)

Therapeutische und diätetische Vorkehrungen sollen eher dem Kopf als dem Magen gelten. Die beste Sauce an den Speisen ist die gute Unterhaltung beim Essen. Mit den Lüsten ist es nämlich wie mit den Wahrheiten: sie lassen sich nicht fein säuberlich auseinanderhalten. In ihrer Abgründigkeit ist die Lust (*volupté*) sogar schmerzlich. Der Schmerz hat schon bei seinem zarten Aufkommen etwas Unausweichliches; die Lust hat, und zwar gerade auf ihrem Höhepunkt, etwas «Vermeidbares» (S. 1111). Es gilt jedoch, weder die Lust zu fliehen noch ihr nachzujagen: empfangen sollen wir sie (S. 1106). Montaignes Metaphysik des Ich entspricht ganz seiner Metaphysik der Endlichkeit. Sobald wir in diese Welt eintreten, haben wir auch schon unser Ende im Visier. Die von Montaigne am höchsten veranschlagte Beschäftigung besteht darin, das Leben zu meditieren und es in der Hand zu haben (S. 1108). Mit den Lüsten ist dementsprechend *conjugalement* umzugehen.

V.

Nun ist freilich das Ich kein Gegenstand, kein unwandelbares Prinzip, kein Apriori und kein Faktum. Das Ich ist, sagt Montaigne, ebenso widersprüchlich konstelliert wie die übrige Welt dies ja offensichtlich auch ist. Von keinem Ich geht ein das Ich befriedigendes Urteil aus (II.XVII, S. 635). Dennoch ist Montaigne sich selber gleich und von konstantem Urteil: «Mon affection se change; mon jugement, non» (II.XVII, S. 659). Nie ist er gezwungen, sein Urteil jemand anderem, d.h. einer anderen Instanz zu überantworten. Montaigne bezeichnet damit eine erste, sozusagen beruflich motivierte Stufe der Selbstbezüglichkeit. Es scheint, dass er seine Alltagsgeschäfte sorgfältigst oder doch ‹naiv› erledigt hat. Daneben jedoch führt ihn auf einer zweiten Stufe die langwährende, ungeteilte Aufmerksamkeit für sich

selbst über ihn selbst hinaus, zum Register seines Lebens – also zu seinem Buch. Zur wahren Identität gelangt Montaigne erst auf dieser Stufe, mit und in seinem Buch (III.II, S. 806). Beim Schreiben und im Geschriebenen selbst, da geht alles übereinstimmend voran, «mein Buch und ich». Wer an das eine röhrt, röhrt auch an das andere. Das Ich findet sich nie dort, wo es sich sucht. Aber im Buch ist es ungeteilt gegenwärtig. Das wiederum gelingt Montaigne vor sich selbst und vor seinen Mitmenschen nur, weil er in dieser Tätigkeit zugleich seine Menschlichkeit realisiert und diese als ein *office d'humanité* auffasst (S. 1070).

Wie wir alle ist auch Montaigne fest von sich selbst überzeugt. Sattelfest sitzen alle seine Urteile. Um so grösser freilich ist nun die Gefahr, hinters Licht geführt zu werden. Je stärker sich die Ansichten, die jemand vertritt, auf das Ich stützen, um so wahrscheinlicher ist der Irrtum. Jeder lässt sich von seiner Selbsteinschätzung irreführen. Montaigne radikalisiert diese Skepsis. Die andern, meint er, weichen nach aussen aus und stützen sich wenigstens auf andere ab. Zu seiner Diskurslogik gehört nun aber nichts, was sich nicht auf ihn selbst stützte, was nicht über ihn handelte: *mihi doctus valere, vivere*, mich als gebildet einzuschätzen, davon lebe ich... Auf eben diese Selbsteinschätzung ungeteilter Autonomie des Subjekts folgt nun der alles ruinierende Untersatz: meine Selbsteinschätzung besteht darin, dass ich mutig und unerschütterlich meine eigenen Unzulänglichkeiten verurteile. Es handelt sich hier nicht etwa um eine versteckte Selbstanklage, sondern um reflektierte Selbstbezüglichkeit. Sie stellt den ersten, entscheidenden Schritt zur Weisheit dar. Sie löst aber auch die jetzt unvermeidlich gewordene Frage an das Schreiben aus: Wozu schreibe ich überhaupt? Um des vollständigen, sorgfältig verfassten Registers der Unzulänglichkeiten des eigenen Lebens willen, lautet die Antwort. «Im Unvollkommenen achtet Montaignes Philosophie den Armustitel des Wirklichen»², und er ist darin und auf seine Art eben ein Weiser.

VI.

Erinnern wir uns nochmals des inneren Ablaufes der Gedankenführung. Das Urteil hat bei Montaigne den magistralen Platz inne. Aber die Unzulänglichkeiten sitzen tief. Was wir an Dunkelheiten und Schwierigkeiten in den

2 Hugo Friedrich, Montaigne, Bern 1949, S. 449.

Wissenschaften antreffen, haben wir selber in sie hineingelegt. Wir glauben zu wissen und wissen schliesslich nur, dass wir nicht wissen. So verhält es sich auch im Wissen um sich selbst. Denn Montaignes Selbsterkenntnis bringt ihn stets nur an die Grenze des Wissens. Diese Grenze ist nicht objektiv gegeben. Sie wird negativ als Suspendierung des Referenten gesetzt und subjektiv im Akt des *epechein*, des An-sich-Haltens und Einhaltens erfahren und realisiert. Erst dieses referenzfreie Wissen gibt den Blick auf die Grenze allen Wissens frei, behält jedoch den Charakter des Lernens (apprentissage), weil es schlechthin ungesättigtes, ja abgründiges Wissen ist. Wissen ist ein unab-schliessbares Projekt. Diese Unendlichkeit nicht zu vergegenständlichen, sondern ihr durch das An-sich-Halten zu begegnen, das ist auch schon der Akt des weisheitsvollen Vernunftgebrauchs.

Die Abwesenheit des Referenten kennzeichnet Montaignes Wissensprozess. Sie gibt erst den Blick frei auf sämtliche Gegenstände – in der Welt finden sich die Gegenstände als Totalität beisammen – sowie auf das eigene Ich. Nun könnte man meinen, mit Montaigne seien sowohl Weltverhalten wie Ichexploration auf der ihnen je günstigsten Umlaufbahn. Doch sowohl der Gegenstandsbereich wie das Reich des Selbst fungieren in Montaignes Metaphysik und Physik als Stimuli dafür, dass das Ich immer wieder auf sich selbst zurückgeworfen wird und bei dieser Kreislaufbewegung zum Stillstand kommt. Im Akt des An-sich-Haltens, der von der langanhaltenden Aufmerksamkeit gegenüber sich selbst gleichsam genährt wird, kommt es aber schliesslich doch noch zu einer referentiellen Beziehung. Selbsterkenntnis führt nämlich zur Kenntnis des Anderen. Auch der weisheitsvolle Vernunftgebrauch, bisher auf den Akt des An-sich-Haltens beschränkt, erweitert sich nicht etwa zu einer Hermeneutik des Fremden, sondern zum eigentlichen Begründungsakt von Freundschaft. Das eigene Selbst – auch das des Freundes – bleibt dem Ich verschlossen, wogegen das Selbst des zum Freund gewordenen Freundes mir besser erschlossen ist als ihm selbst. Montaigne weiss sich seit Kindheit darauf dressiert, sein Leben in jenem der anderen zu spiegeln. Er hat es darin sogar zu einer *complexion studieuse* gebracht. So entgeht ihm nur sehr wenig von dem, was als Mittel dafür eingesetzt werden muss, damit das Leben selbst ein *chef d'oeuvre* werde. *Contenance, humeurs* und *discours* sind dabei unentbehrlich. Auf diesem Wege kommt er seinen Freunden nahe und entdeckt, durch deren Handlungen hindurch, ihre innersten Begehrlichkeiten. Diese Einsichten gibt er freilich nicht weiter als apodiktisches Wissen, «non pour regner cette infinie variété d'action», d. h. um diese zerstückelte Welt der Handlungen zu kategorisieren und zu klassifizieren. Das wäre Sache des Wissens und der Gelehrten. Montaigne behauptet, er gehe anders vor. Er hält

sich an den Umgang mit den Dingen. Selber sieht er nur gerade soviel, wie der Gebrauch der Dinge ihn unterrichtet, bildet und formt. Tastend, ohne Rückgriff auf eine voraufgehende Regel stellt er sie sich selbst und seiner Umgebung vor. Am Beispiel seiner eigenen Redeperformanz zeigt er, was er meint. Seine Reden zerbröseln, sind unzusammenhängende Aussagen, «sentence par articles decousus». Er weiss, dass man nie alles *en bloc* zu sagen imstande ist. Seine Metaphysik ist sein weisheitsvoller Vernunftgebrauch; auf dem Umweg über die Abwesenheit des Referenten und der gewohnten Regeln des vernünftigen Verfahrens mündet die Metaphysik in eine Anthropologie. Er kommt nämlich zum Schluss, dass die Beziehungsgrössen und die Übereinstimmungen (*relations* und *conformité*) sich nicht in Seelen «wie den unsrigen» befinden, in niedrigen und gemeinen Menschen. Genau an diesem Punkt findet sich nun auch eine «Definition» der Weisheit: sie ist wie ein solides, einheitliches Gebäude. Jeder seiner Teile hält seinen Rang inne und trägt die Merkmale des Ganzen. Und dazu auch noch das bei Montaigne unvermeidliche, aber treffliche Zitat: «Sola enim sapientia in se tota conversa est» (Cicero, *De finibus III.7*).

Diese Metapher ist dem Architekturbereich entnommen, bezieht ihre Pertinenz jedoch aus der Rhetorik. Die Rede ist ein in sich geschlossenes, höchst differenziertes, lebendiges Gebilde – ein für den noch so gepflegten Ausdruck unerreichbares Ganzes. Weisheitsvoller Vernunftgebrauch bleibt auf letzteres bezogen, ist jedoch als pragmatische, tastende und konjekturale Operation auf die Rhetorik als Ausdruckstechnē angewiesen. Montaigne ist sich dieses ‹artifiziellen› Aspektes seines Unternehmens voll bewusst. Dementsprechend dankt er auch vor dem ganzen Unterfangen ab, genauer: er delegiert die Verwirklichung an eine Instanz, die im 16. Jahrhundert in Frankreich nur noch wenig Anerkennung fand³, an die *artistes*. Montaigne gehört mit seinem ästhetischen Urteil ganz in sein Jahrhundert. Noch galt das Prinzip *ut pictura poesis* nicht unumschränkt. Die (italienische) Malerei wurde in Frankreich erst unter Ludwig XIII. endgültig ratifiziert; Zeuge davon die Anekdote, er habe sich höchst persönlich durch Simon Vouet in diese Kunst einführen lassen. Die Vulgärsprache hingegen, das Französisch, war bereits durch das Edikt von Villers-Cotterêts offiziell anerkannt und vorgeschrieben. Architektur, Musik und Poesie, diese drei noblen Künste gehorchen strikten Gesetzen. Wenn Montaigne auf die *artistes* rekurriert, dann muss er die Maler gemeint haben. Auf sie bzw. auf die damals herrschende Meinung über sie trifft die

3 Vgl. La peinture française du XVIIe siècle dans les collections américaines, éd. de la Réunion des musées nationaux, Paris 1982. Introduction par Marc Fumaroli, S. 1 – 33.

Beschreibung Montaignes zu: Künstlerarbeit ist keineswegs eindeutig, weder programmierbar noch auf einen einzigen Referenten ausgerichtet. Sie besteht in einer starken Mischung, geht stets ins Detail und bleibt dem Zufall ausgeliefert. Es bleibt dabei: wer wissen will, der muss die vielfältigen Aspekte einer Sache auf einen Nenner bringen und zugleich versuchen, die eigene Instabilität entweder auszuschalten oder aber als Instanz gelten zu lassen. Indem Montaigne dies tut, muss er seinen Blick von aussen nach innen wenden. Und dann kommt es zu diesem einmaligen Akt der Verendlichung, der zugleich an eine Immortalisierung heranreicht: Wer imstande ist, sich selbst redlich in den Genuss seines Daseins zu bringen, der muss dies als eine gottähnliche, weil schrankenlose Vollkommenheit erfahren (»une absolue perfection, et comme divine, de sçavoir jouyr loiallement de son estre»; S. 1115).

Zur metaphorischen Bestimmung der Weisheit holt Montaigne die geeigneten Materialien bezeichnenderweise einerseits von der Bühne der *artistes*, andererseits aus dem Ort menschlicher Hinfälligkeiten par excellence. Auch mit Stelzen gehen wir auf den Beinen. «Et au plus eslevé throne du monde si ne sommes assis que sus nostre cul» (S. 1115).

